

Klassenunterschied

In Deutschland soll jedes Kind die gleichen Chancen bekommen. Doch wie stark hängt die Leistung eines Schülers von seiner Herkunft ab – und wie stark vom Unterricht? Das SZ-Magazin hat ein Schuljahr lang zwei sehr verschiedene erste Klassen in Berlin begleitet

Von Björn Stephan, SZ-Magazin 15.07.2016

Es fängt ja schon beim Fluchen an. Wenn sich die Kinder an der Reinhardswaldschule streiten, sagen sie: »Hör mal bitte auf!« oder rufen nach ihrer Lehrerin: »Frau Freiesleben, der ärgert mich!«

Die Kinder an der Jens-Nydahl-Schule sagen: »Ey, du Bananenkopf«, »du Salami«, »du Salat« oder »du Schawarma«. Manchmal sagen sie: »Deine Mutter ist eine Hure!« Aber nur auf Türkisch oder Arabisch, damit Frau Sedler es nicht versteht.

Die Jens-Nydahl-Schule und die Reinhardswaldschule sind Grundschulen in Berlin. Sie liegen beide in Kreuzberg, nur 1,3 Kilometer Luftlinie voneinander entfernt, getrennt vom Landwehrkanal und der vierspurigen Urbanstraße. Und doch klafft zwischen ihnen eine unsichtbare Schlucht. Die Schlucht trennt die Starken von den Schwachen.

Die Reinhardswaldschule, gesäumt von sanierten Altbauten, hat 665 Schüler. 269 sind nichtdeutscher Herkunftssprache, ndH, wie das im Soziologendeutsch heißt: Das ist ein ndH-Anteil von 40,5 Prozent.

Die Nydahl-Schule hat 367 Schüler, nur zwei sprechen Deutsch als Muttersprache, das ist ein ndH-Anteil von 99,5 Prozent. Die Schule liegt hinter dem »Südblock«, einer Sozialwohnsiedlung am Kottbusser Tor, die wie eine Festung wirkt.

Würden alle Eltern im Einzugsgebiet ihre Kinder auf die Nydahl-Schule schicken, läge der ndH-Anteil bei nur etwa 60 Prozent. Aber wer das vermeiden kann,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

vermeidet es. In kaum einem anderen industrialisierten Land hängt der schulische Erfolg so sehr von der sozialen Herkunft ab wie in Deutschland.

Das SZ-Magazin hat ein Schuljahr lang zwei erste Klassen begleitet, die 1.2.h an der Reinhardswaldschule und die 1-2-3 B an der Jens-Nydahl-Schule.

SAMSTAG, 5.9.2015 EINSCHULUNG, NYDAHL-SCHULE

Ihre Kolleginnen an der Nydahl-Schule nennen sie eine Zauberin. Weil Birgit Sedler, 47 Jahre, dunkle Locken, Sanftmut im Blick, selbst die schwierigsten Kinder in den Griff bekommt. Kinder, die mit Stühlen schmeißen oder die erzählen: »Papa hat gestern wieder seinen Revolver geputzt.«

12 Uhr, kurz nach der Einschulungsfeier. Sedler führt die vier Kinder, die heute in ihrer Klasse eingeschult werden, von der Aula in den Klassenraum. Die Großen sind auch gekommen. An der Nydahl-Schule werden die ersten drei Jahrgänge zusammen unterrichtet, verteilt auf neun Klassen.

»Çüş, die Erstis!«, sagt ein Junge aus der Dritten, als die vier Neuen, die Schultüte im Arm, den zu großen Tornister auf dem Rücken, in den Raum schwanken. Ali, Leonie, Yunus und Aras. Ihre Namen stehen auf Kärtchen, aber sie brauchen eine Weile, um sie zu entziffern und ihren Platz zu finden. Sedler bittet sie, sich vorzustellen.

»Ich heiße Ali«, sagt ein schüchterner Junge mit Segelohren, der mehr flüstert als spricht.

»Wir haben jetzt zwei Alis«, sagt Sedler. »Einen großen und einen kleinen.«

Der kleine Ali hat sieben Geschwister, Sedler hat schon zwei seiner Schwestern unterrichtet. Seit zehn Jahren arbeitet sie an der Nydahl-Schule. Damals gab es hier noch 600 Kinder, heute ist es die Hälfte, immer weniger Eltern schicken ihre Kinder an die Nydahl-Schule. Im vergangenen Jahr wurden an der Reinhardswaldschule 104 Kinder eingeschult, an der Nydahl-Schule nur 62, die meisten aus türkisch- und arabischstämmigen Familien. »Wir bekommen hier keine biodeutschen Kinder her, da können wir sonst was anbieten, das schaffen wir nicht«, sagt Birgit Sedler.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nach 45 Minuten schickt sie die Kinder nach Hause. Sie sieht zufrieden aus. Sie hat sich an mühsame Anfänge gewöhnt, so wie sie sich an die schwer zu buchstabierenden Namen gewöhnt hat. An Kinder, die mit neun Jahren so gut Deutsch sprechen wie ihre Tochter, als sie drei war. An Kinder, die zur Schule kommen und nicht wissen, wie sie einen Stift in der Hand halten sollen, weil sie noch nie einen Stift in der Hand gehalten haben.

Als Sedler voller Idealismus an der Nydahl-Schule anfing, war sie überrascht vom rauen Ton. Sie versuchte, dagegen anzuschreien, aber bald hatte sie Knötchen auf den Stimmbändern und wurde für zwei Monate krankgeschrieben. Mittlerweile hat Sedler verstanden, dass man leiser und nicht lauter reden muss, wenn man will, dass die Kinder zuhören.

Sedler ist zur Pragmatikerin geworden: Sie weiß, dass viele der Kinder zu Hause keinen Platz haben, um Hausaufgaben zu machen – oft haben sie nicht einmal Papier, sondern schreiben auf die Rückseite alter Rechnungen und Mahnungen. Also gibt sie keine Hausaufgaben mehr auf. Sie weiß, dass viele der Kinder zu Hause nicht frühstücken und keine Zähne putzen, deshalb gibt sie ihnen in der Schule Zeit dafür, jeden Tag von 8.55 bis 9.05 Uhr. Sedler schließt die Tür zum Klassenraum ab. Der fünfte neue Schüler, Jadouh, ein Flüchtling aus Syrien, ist nicht gekommen.

MONTAG, 7.9.2015 DER ERSTE SCHULTAG, REINHARDSWALDSCHULE

Lian steht vor dem Klassenraum und weint. Seine Mutter streicht ihm seine Locken aus der Stirn. Lian schluchzt noch, als er sich zu den anderen Kindern auf den Boden hockt und seine Mutter zur Tür hinausschleicht.

»Was hattet ihr denn in euren Schultüten?«, fragt Frau Freiesleben, eine große, geduldige Frau, 48 Jahre alt, mit dunkel gefärbten Haaren, die sehr streng gucken kann, wenn sie will. Vor ihr sitzen 28 Schüler, 14 Erst- und 14 Zweitklässler, sie werden an der Reinhardswaldschule zusammen unterrichtet. Lian erzählt mit dünner Stimme, dass er Süßigkeiten und ein Trikot von Hertha BSC bekommen hat. Dann kommt Beren an die Reihe. Er ist fünf Minuten zu spät gekommen, ein blasser Junge mit schief geschnittenem Pony.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

»Hast du auch einen Schultüte bekommen, Beren?«, fragt Frau Freiesleben.

»Ja«, sagt Beren.

»Und war da auch was drin?«

»Ja«, sagt Beren. Einige Kinder lachen.

»Was denn?«, fragt Freiesleben.

»Zeitungspapier«, sagt Beren mit gleichgültigem Gesicht. »Und Süßigkeiten. Aber die waren eklig.« Alle anderen Kinder lachen.

Danach malen sie ihre Schultüten auf ein Blatt Papier. Beren kann sehr gut malen. Er möchte Künstler werden, sagt er, seine Lieblingsfarbe ist schwarz, weil die so schön düster ist. Beren mag auch die Mona Lisa, Dinos und Superhelden, am liebsten Ant Man, den Ameisenmann, weil der so klein ist, dass ihn niemand sieht. Beren, das wird schon am ersten Schultag deutlich, ist ein bisschen anders als seine Mitschüler.

Seine Mutter, 41 Jahre alt, kommt aus Istanbul, sie lebt seit 37 Jahren in Deutschland. Von Berens Vater, einem Türken, hat sie sich vor drei Jahren getrennt, seitdem erzieht sie Beren und seinen großen Bruder, der auch auf die Reinhardswaldschule geht, allein. Sie wohnen zu dritt in einer Zweizimmerwohnung, gleich um die Ecke. Zurzeit hat Berens Mutter keinen Job.

An der Nydahl-Schule wäre das nichts Besonderes, dort beziehen 92 Prozent der Eltern Transferleistungen, an der Reinhardswaldschule sind es nur rund fünfzig Prozent. Die Reinhardswaldschule gilt mittlerweile als eine der besten in Kreuzberg: Zwei von drei Kindern wechseln von dort aufs Gymnasium. Der Schulhof, gemeinsam mit den Kindern entwickelt, wurde als einer der schönsten in Deutschland ausgezeichnet. Es gibt Kooperationen mit der Sarah Wiener Stiftung und Alba Berlin. Einige Schulleiter in Kreuzberg klagen, die Reinhardswaldschule nehme ihnen die »guten Kinder« weg. »Ich finde die Mischung bei uns optimal«, sagt Annette Freiesleben. Sie unterrichtet seit 1999 an der Reinhardswaldschule. In der Zeit stiegen die Mieten, viele Migranten gingen, viele Akademiker kamen, und Freiesleben musste sich anpassen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Vor allem an die Eltern. Freiesleben bekam auf einmal seitenlange E-Mails von Vätern, die ihr erklärten, das Arbeitsblatt über die Steinzeit entspreche nicht dem wissenschaftlichen Stand. Und als sie einmal eine Woche lang krank war, riefen um 23 Uhr Mütter bei ihr an: Wann sie gedenke, wieder zur Schule zu kommen?

Seitdem gibt Freiesleben ihre Nummer und ihre Mail-Adresse nicht mehr raus, nimmt sich aber häufig Zeit für ein Gespräch, um den Eltern die Angst zu nehmen. Die Angst, dass ihr Kind zu den Verlierern und nicht zu den Gewinnern zählen könnte.

In Berlin soll eigentlich jedes Kind – so wie Beren – auf die nächstgelegene Schule gehen, das ist das Sprengelprinzip. Es gibt viele Eltern, die wollen, dass ihr Kind nicht auf die nächstbeste, sondern auf die beste Schule geht. Die Reinhardswaldschule bekommt jedes Jahr doppelt so viele Anfragen, wie sie Kinder aufnehmen kann. Damit ihr Kind auf eine andere Schule kommt als auf die Sprengelschule, stellen viele Eltern Anträge beim Bezirksamt. Allerdings stets mit ungewissem Ausgang. Um ihre Aussichten zu erhöhen, legen manche Eltern sich eine Briefkastenadresse zu, fälschen Untermietverträge, Handyrechnungen und Kontoauszüge – so erwecken sie den Anschein, im passenden Sprengel zu wohnen.

Freiesleben sagt: »Früher gab es mehr Kinder aus sogenannten bildungsfernen oder sozial schwachen Familien.« Mehr Kinder wie Beren und weniger Kinder wie Lian.

MONTAG, 12.10.2015 WALDAUSFLUG, NYDAHL-SCHULE

Es ist minus ein Grad, der erste Wintertag des Jahres, und Ali, der kleine Junge mit den Segelohren, steht mit offenem Mund und zerrissenen Jeans im Düppeler Forst. Sein erster Klassenausflug. Um ihn herum recken sich Kiefern in den Himmel, das nasse Laub klebt am Waldboden, rote und gelbe Blätter. »Boah!«, sagt Ali.

Ali kennt die Gegend um das Kottbusser Tor, er kennt den Kiosk, der Wassereis für zehn Cent verkauft, und das Jugendzentrum im Böcklerpark, wo er Hausverbot bekam, weil er eine Toilette kaputtgemacht hatte – aber im Wald war er noch nie. Nur in den Büschen auf dem Schulhof, die sie auch »Wald« nennen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

»Das ist ein Nadelbaum«, sagt die Studentin, die die Klasse durch den Düppeler Forst führt, sie spricht, als läse sie eine Gutenachtgeschichte vor. »Wisst ihr auch, wie der Baum heißt?«

»Zapfen«, sagt Ebru.

»Nein, alle Nadelbäume haben Zapfen«, sagt die Studentin.

»Nadelbaum«, sagt Ali.

»Ja, das ist der Oberbegriff«, sagt die Studentin, »Aber dieser hier heißt Kiefer.«

»Käfer?«, fragt Aalaa.

»Nein, Mann, Kieferbaum!«, sagt Hassan. »Nein, nur Kiefer«, sagt die Studentin.

»Ah, wie Kieferorthopäde!«, sagt Hassan.

Birgit Sedler macht viele Ausflüge mit ihren Kindern, immer an Orte, die sie nicht kennen: ins Theater, ins Feuerwehrmuseum, in die Bücherei. Sie hat aufgehört, sich an den Lehrplan zu halten. Sie sagt: »Meine Kinder haben es doppelt schwer, sie müssen nicht nur rechnen, lesen und schreiben lernen, sondern auch noch eine neue Sprache: Deutsch.«

Die Eltern der meisten Kinder, die Sedler unterrichtet, sind schon länger in Deutschland, sprechen aber kaum Deutsch, im »Südblock« kommt man mit Türkisch oder Arabisch weiter. Doch selbst ihre Muttersprache beherrschen viele Kinder nicht richtig. Die meisten Eltern lesen ihnen selten vor, reden überhaupt wenig mit ihnen. In Sedlers Klasse sind nur zwei Mädchen in der Lage, komplexere Dinge für Jadouh, den Flüchtlingsjungen, der am zweiten Schultag dann doch erschien, ins Arabische zu übersetzen.

Die Kinder im Wald fangen an zu frieren, viele tragen nur Turnschuhe und dünne Regenjacken. »Mir ist kaltkaltkalt«, sagt Leonie, sieben Jahre alt. Ein Mädchen mit zwei blond gefärbten Strähnen, das Ponys mag, Hello Kitty und Glitzer.

In der U-Bahn, auf der Rückfahrt zur Schule, ist die Luft trocken und warm. Einige Kinder sind schon eingenickt, als Leonie von ihrem Vater erzählt: »Mein Papa

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

lebt auf einem großen Schiff«, sagt sie, während sie auf ihrem Haarreif kaut. »Da schläft er auch, deshalb hat er mir am Geburtstag auch gar kein Geschenk gegeben, da war ich traurig.«

Kurz bevor die U-Bahn Kreuzberg erreicht, schläft auch Leonie.

DIENSTAG, 13.10.2015 REINHARDSWALDSCHULE

»Ich zeige euch einen Buchstaben, und dann bin ich gespannt, wer weiß, welches Bild auf der Rückseite zu sehen ist«, sagt Frau Freiesleben. Zweite Stunde, Deutsch. Sie hält ein A in die Luft.

»A wie Ameise«, sagt Emma. Sie hält ein P in die Luft. »P wie Pinsel«, sagt Lian.

So geht es reihum. Fast alle Kinder recken bei jeder Frage ihre Hände in die Luft, auch Beren. Danach lässt Frau Freiesleben alle das große und kleine I im Arbeitsheft weitermalen. Sie sagt: »Ich wäre gern schon weiter.«

Es ist ein ungleicher Wettlauf. Schon nach sieben Wochen Schulzeit haben sich die Erstklässler der Reinhardswaldschule einen uneinholbaren Vorsprung erarbeitet: Sie können im Zehner bereich addieren, sie können konzentriert und selbstständig arbeiten, sie können sich gewählt ausdrücken. Sie können all das, was die Kinder an der Nydahl-Schule noch lernen müssen. Ihr Vorsprung wächst mit jedem Tag. Liegt das an der Schule oder an den Schülern?

An der Reinhardswaldschule gibt es anders als an der Nydahl-Schule ein Fach wie YoBEKA, eine Art Kinderyoga, es gibt AGs wie Judo und Schach, es gibt Lernwerkstätten, in denen Kinder Muscheln mikroskopieren oder eine Schatzkammer zimmern. Aber die Gemeinsamkeiten überwiegen: Beide Klassen sind Ganztagsklassen, die Kinder werden von 8 bis 16 Uhr betreut. In beiden Klassen gibt es je zwei Räume, damit die Lehrer die Jüngeren und Älteren voneinander trennen können. In beiden Klassen sind neben der Klassenlehrerin immer andere Pädagogen anwesend, an der Reinhardswaldschule die Mathelehrerin, an der Nydahl-Schule eine Erzieherin, es gibt Lesepaten, Sonderpädagogen und Ergotherapeuten. In beiden Klassen wird so unterrichtet, wie Bildungsexperten es fordern: kaum Frontalunterricht,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

viel Projekt- und Gruppenarbeit, keine Noten, keine Hausaufgaben. Kinder mit Problemen werden individuell gefördert, bekommen weniger und leichtere Aufgaben; sie bleiben nicht sitzen, sondern »verweilen«, das heißt, sie gelten dann etwa als Zweitklässler, bearbeiten aber, wo nötig, noch Aufgaben aus der ersten Klasse.

Es gibt nur einen wesentlichen Unterschied zwischen diesen beiden ersten Klassen: die soziale Herkunft der Kinder. Die einen können schon lernen, die anderen müssen erst das Lernen lernen. Weil es ihnen niemand beigebracht hat, weder die Eltern noch der Kindergarten. Im Durchschnitt haben Kinder, deren Eltern im Ausland geboren wurden, in der Grundschule einen Rückstand von einem Lernjahr gegenüber Kindern, deren Eltern in Deutschland geboren wurden. Der Vorsprung bestand schon längst, als der Wettlauf startete.

Lian konnte zählen, rechnen und seinen Namen schreiben, bevor er zur Schule kam. Er hat das Selbstbewusstsein eines Jungen, der von allen gemocht wird: Die Jungen schätzen ihn, die Mädchen mögen seine Locken, auch wenn Lian sagt, dass er keine Mädchen mag. Er möchte Fußballer werden, er mag Thomas Müller und Mesut Özil und spielt gern »Ninjago« auf dem iPad seines Vaters.

Lians Eltern haben sich vor fast zwanzig Jahren an der Freien Universität kennengelernt. Sein Vater, 45, ein großer Mann mit Afro, Sohn eines amerikanischen GIs, kommt aus Bremen und arbeitet als Digital Business Director. Seine Mutter, 42, stammt aus einem Dorf in Schwaben und arbeitet in der PR. Mit ihren drei Kindern leben sie in einer vier Zimmer großen Altbauwohnung, im Bücherregal stehen Romane von Jonathan Franzen und Juli Zeh. Eigentlich hätte Lian, erzählt sein Vater, auf eine andere Schule gehen müssen, mit einem höheren ndH-Anteil, aber weil Lians große Schwester, die sie damals extra umgemeldet hatten, schon auf die Reinhardswaldschule geht, durften seine Eltern auch ihn dort anmelden.

Lians Eltern sind typisch für viele Eltern im neuen Kreuzberg: Akademiker, die gut verdienen, politisch eher linksliberal, sie legen Wert auf Bildung und Chancengerechtigkeit und sind hinund hergerissen: Theoretisch wollen sie, dass alle Kinder die gleichen Chancen haben. Aber wenn das in der Praxis nicht möglich ist, wollen sie, dass ihre Kinder bessere Chancen haben.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Hätten sie Lian aus Überzeugung auch auf eine Schule wie die Nydahl-Schule geschickt? Lians Vater sagt: »Auf keinen Fall. Ich will mein Kind nicht als Sonde in ein soziales Experiment schießen.« Lians Mutter sagt: »Ich finde schlimm, was an der Nydahl-Schule passiert, und sicher wäre mehr Durchmischung besser. Aber wir konnten uns für unsere Kinder eine solche Schule nicht vorstellen.«

Und wer will es ihnen verübeln, wenn sogar Birgit Sedler, die Klassenlehrerin von der Nydahl-Schule sagt: »Ich hätte mein Kind nicht hierher geschickt.«

MITTWOCH, 11.11.2015 LATERNENUMZUG, NYDAHL-SCHULE

Leonies Mutter, dreißig Jahre alt, Kajalaugen und French Nails, ist eine der wenigen Frauen, die kein Kopftuch tragen und keinen knöchellangen Mantel. Laternenumzug. Rund fünfzig Kinder und Eltern – mehr Mütter als Väter – spazieren den Landwehrkanal entlang. Die Lichter der Laternen glimmen in der Dunkelheit.

Als die Gruppe das Urban-Krankenhaus passiert, das »U-Bahn-Krankenhaus«, wie die Nydahl-Kinder es nennen, sagt Leonie zu ihrer Mutter: »Hassan hat mich gestern geärgert!« Ihre Mutter dreht sich um: »Welcher Hassan?«

»Der da«, sagt Leonie und zeigt auf einen Jungen, der seine elektrische Laterne schleudert wie ein Dompteur seine Peitsche. »Ey, du Ärgerfritze«, sagt die Mutter und knufft Hassan.

»Ey, isch hab gar nix gemacht«, sagt Hassan und grinst so, dass man ihm sofort alles verzeihen möchte. Dann sagt er zu Leonie: »Ist dein Licht auch leer?«

»Ja, ihr Licht ist auch leer«, sagt Leonies Mutter. Sie schüttelt den Kopf, belustigt, aber auch irritiert. »Wie die alle reden«, sagt sie.

Leonies Mutter, gebürtige Kreuzbergerin, hat einen erweiterten Hauptschulabschluss und arbeitet bei einer Bahnhofsbackerei. Sie war 23, als sie Leonie zur Welt brachte. Der Vater verließ sie im zweiten Monat der Schwangerschaft, er zahlt bis heute keinen Unterhalt, das letzte Mal sah er Leonie vor anderthalb Jahren, ab und an schickt er ein Foto. Auf einem ist im Hintergrund zufällig ein Schiff zu sehen, ihre Mutter erzählte Leonie deshalb, dass ihr Vater dort wohnt. Die Mutter wünscht sich, dass Leonie Zahnärztin wird. Sie hatte versucht, ihre Tochter

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

auf einer anderen Schule anzumelden, die Nydahl hat ja einen sehr schlechten Ruf, sagt sie.

Leonies Mutter ist halb Deutsche, halb Libanesin; Leonies Vater ist halb Pole, halb Indonesier. Aber für die anderen Kinder an der Nydahl-Schule ist Leonie »die Deutsche«, weil Deutsch ihre Muttersprache ist. Zu Hause sagt sie jetzt manchmal »Wallah« (Arabisch für »bei Gott«) oder »çüş« (Türkisch für »Boah ey!«).

Der Laternenzug kommt am Böcklerpark zum Stehen. Die meisten Laternen sind erloschen. Sedler stimmt ein Lied an: »Ich trag mein Licht, ich fürcht mich nicht, rabimmel, rabammel, rabumm!« Die Kinder stimmen ein, von den Eltern singt nur Leonies Mutter mit.

DONNERSTAG, 12.11.2015 LATERNENUMZUG, REINHARDSWALDSCHULE

Diesmal ist sogar Berens Mutter da. Den ersten Elternabend hatte sie versäumt, aber jetzt steht sie wie drei Dutzend andere Eltern – fast so viele Väter wie Mütter – vor der Reinhardswaldschule. 17 Uhr. Die Gruppe setzt sich in Bewegung, Beren und seine Mutter laufen am Ende. Sie hält seine Laterne, er spielt mit einem kleinen Esel aus Plastik, den er aus der Schule mitgenommen hat. Als sie die Urbanstraße überqueren wollen, springt die Ampel auf Rot. Seine Mutter zerrt Beren über die Straße, der Esel fällt auf den Asphalt, die Autos fahren an. Beren weint.

»Beren, hörst du bitte damit auf«, sagt seine Mutter, »Du nervst mich damit. Ich hatte keine Schuld, du hattest Schuld daran.«

»Ich hatte auch keine Schuld«, sagt Beren.

Später sagt seine Mutter: »Er macht mich verrückt. Manchmal komme ich nicht mit ihm klar!« Sie spricht schlechter Deutsch als Beren. Manchmal liest er ihr aus seinem Lieblingsbuch Tierische Rekorde vor. Und erklärt ihr, dass das größte Tier der Blauwal und das älteste Tier der Meeresschwamm ist. Berens Mutter sagt, sie weiß auch nicht, woher das kommt, dass Beren immer alles wissen will.

Zum Schluss steuert der Zug auf einen Spielplatz zu. Zwei Mütter haben dort brennende Fackeln aufgereiht, eine andere hat Schokomartinsgänse vom Biobäcker

mitgebracht, noch eine andere Tee, auf den Thermoskannen kleben die Etiketten, Orange-Ingwer, Waldbeere, Rooibos.

Einige Eltern bleiben mit ihren Kindern, bis die Fackeln erloschen sind. Beren und seine Mutter sind da schon lange weg.

DONNERSTAG, 17.3.2016 AUSFLUG UND ELTERNGESPRÄCH, NYDAHL-SCHULE

Das Bröhan-Museum liegt in Charlottenburg, hohe, helle Räume, an den Wänden: Kubismus, Impressionismus.

»Çüş, die sind ja nackig«, sagt Baraa und zeigt mit dem Finger auf ein Aktbild: »Ist das sein Pipi?«

»Oh, oh, nicht anfassen«, sagt die Frau vom Museum, dann führt sie die Nydahl-Kinder in den zweiten Stock und bleibt vor einem kubistischen Gemälde stehen, In einem Café von Max Dungert, das aus vielen Drei- und Vierecken besteht. Die Kinder setzen sich auf den Boden. »Was fällt euch auf?«, fragt die Frau vom Museum.

»Das sieht aus wie ein Puzzle«, sagt Yunus.

»Da ist ein Mann, er sieht aus wie ein Pinguin«, sagt Marwa. »Das soll ein Mensch sein«, sagt Mohammed. »Ein Mensch aus Formen, und er trinkt eine Tasse Tee.«

»Wow!«, sagt Frau Sedler, beeindruckt und gerührt. Dann, zurück in der Schule, gibt es Mittagessen. Kartoffelpuffer und Apfelmus. Die Kinder stürzen sich darauf, nur Jadouh nicht, der Flüchtlingsjunge aus Syrien, der kleiner und dünner ist als alle anderen. Verträumt schaut er aus dem Fenster in den Frühlingstag. Er hat kein Essen bekommen, sein Vater hat das Geld nicht überwiesen.

»Darf ich Jadouh was abgeben?«, fragt Mohammed. Dann wollen auch die anderen ihr Essen teilen.

Die Kinder an der Nydahl-Schule sind auffällig hilfsbereit: Jadouh haben sie sofort aufgenommen, obwohl er anfangs spuckte und um sich schlug. Auch Tumay

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

wird nicht gehänselt, obwohl er so stark stottert. Und Mahmoud, dessen Eltern zwei Wochen lang das Essen nicht zahlen konnten, haben sie jeden Tag etwas abgegeben. An der Reinhardswaldschule foppen sich die Kinder, wenn jemand etwas »Komisches« zum Frühstück dabei hat, Serrano-Schinken oder Datteln zum Beispiel.

Birgit Sedler sagt: »Die Kinder sind hier sehr solidarisch miteinander. Es kann sie alle erwischen, ich glaube, tief in ihnen drin wissen sie das.«

Am späten Nachmittag sitzt sie Alis Mutter und einer Sozialarbeiterin gegenüber, die übersetzt. Alis Mutter kann drei Wörter Deutsch: »Guten Tag« und »Danke«. Sie trägt ein Kopftuch und lächelt verlegen.

»Ali ist ein fröhlicher und lieber Junge«, sagt Sedler. Sie spricht noch langsamer als im Unterricht. Sedler berichtet Alis Mutter, dass ihr Sohn sich schon gut an die Regeln hält; dass er bis zwanzig zählen kann; dass er weiß, wie die Anlaute der Buchstaben klingen; und »auch wenn seine Grammatik nicht immer stimmt, wissen wir immer, was er möchte«. Unterm Tisch wippen die Knie von Alis Mutter auf und ab. Sie sieht erleichtert aus.

Sedler auch. Elterngespräche sind eine schwierige Sache, sie darf nicht zu höflich sein und nicht zu streng. Schließlich ist sie mehr als eine Lehrerin, sie ist zugleich Seelsorgerin, Psychologin, Sozialarbeiterin. Sie hätte zu Alis Mutter auch sagen können: Anfangs hat Ali sich überraschend gut gemacht, er konnte zählen und seinen Namen schreiben, aber seitdem macht er kaum Fortschritte, er spricht selten und ist morgens meistens müde. Aber was sollte das bringen? Ali bekäme zu Hause vermutlich Ärger.

Seine Eltern kamen vor 15 Jahren aus Syrien nach Deutschland. Alis Vater, 45, darf nicht arbeiten, weil er keinen dauerhaften Aufenthaltsstatus hat, Alis Mutter, 37, sitzt im Südblock in ihrer 105 Quadratmeter großen Sozialwohnung und kümmert sich um die sieben Kinder. Der Älteste ist 15, die Jüngste fünf Jahre alt, sie wird nächstes Jahr auf die Nydahl-Schule kommen.

Wenn es nach Alis Vater geht, sollen seine Kinder studieren, Ärzte oder Ingenieure werden. Sie haben die deutsche Staatsbürgerschaft, sie sind seine Hoffnung. Aber wie soll sich ein Kind wie Ali zurechtfinden in diesem Land, wenn es nicht einmal seine Eltern tun?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Alis Mutter will schon gehen, da fällt Sedler noch etwas ein: Sie erzählt von Alis siebtem Geburtstag. Es war ein Donnerstag im Februar, Musikunterricht. Die Lehrerin spielte Klavier, die Kinder bildeten einen Kreis und sangen: »Wie schön, dass du geboren bist, wir hätten dich sonst sehr vermisst!« Ali stand in der Mitte, ihm rollten Tränen über die Wangen. »Ali war völlig überwältigt«, sagt Sedler.

Die Mutter lächelt. Zu Hause feiern sie Geburtstage nicht.

FREITAG, 18.3.2016 OSTERFRÜHSTÜCK, REINHARDSWALDSCHULE

»Was wünscht ihr euch für die Osterferien?«, fragt Frau Freiesleben.

»Dass der Osterhase kommt«, sagt Maria.

»Dass die Sonne scheint, weil wir an die Ostsee fahren«, sagt Lian.

»Dass ich bis ein Uhr nachts aufbleiben und zocken kann«, sagt Beren.

Freiesleben legt die Stirn in Falten, sie macht sich Sorgen um Beren. Er hat zuletzt oft gefehlt. Immer mal wieder einen Tag, mal Bauchschmerzen, mal eine Erkältung. Komischerweise war an denselben Tagen auch sein Bruder krank.

Freiesleben informierte den Direktor, der einen Brief an Berens Mutter schrieb und sie an die Schulpflicht erinnerte. Seitdem fehlt Beren nicht mehr. Verglichen mit den Kindern von der Nydahl-Schule ist Beren viel weiter, er kann sich sehr gewählt ausdrücken, er kann besser rechnen und besser schreiben. Dennoch könnte er womöglich einer von denen sein, die ein Jahr verweilen, sagt Freiesleben.

Freiesleben fragt sich, woran das liegt: Beren ist schlau, er konnte schon zählen und seinen Namen schreiben, bevor er eingeschult wurde. Vieles hatte er in der Kita gelernt, schon dort war er unter vielen Kindern aus Akademikerfamilien. Aber er ist ein Eigenbrötler, er hat sein eigenes Tempo. Wenn die Kinder malen sollen, spitzt er erst einmal in aller Ruhe seine Bleistifte an.

Für Beren wäre es dennoch besser, ein Jahr an der Reinhardswaldschule zu verweilen, als an der Nydahl-Schule der Beste zu sein. Dort träfe er nur auf Kinder,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

die zu Hause noch weniger Unterstützung beim Lernen bekommen als er. Hier lernt er täglich von den anderen, sagt Freiesleben. Von Kindern wie Lian.

Lian sei unheimlich fit, offen und wach, sagt seine Lehrerin. Obwohl er sich häufig ablenken lasse, falle ihm vieles leicht. In Mathe löst er bereits die Aufgaben der Zweitklässler.

Lian sagt: »Ich muss noch ganz lange zur Schule gehen.« Dann überlegt er eine Weile: »Noch elf Jahre bis zum Abitur!«

FREITAG, 20.5.2016 DEUTSCH ALS ZWEITSPRACHE, NYDAHL-SCHULE

Eine Kita, eine Post, eine Bank, ein Restaurant. Die fünf Erstklässler sitzen vor einem Wimmelbild, das an der Wand aufgehängt ist, und sollen beschreiben, was sie sehen. Erste Stunde, Deutsch als Zweitsprache mit Frau Menzel.

»Ich sehe einen Müllwagen«, sagt Leonie. »Und was macht der?«, fragt Frau Menzel. »Der Mann bringt den Müll zum Müllwagen.«

Leonie ist die Einzige der fünf Erstklässler aus Frau Sedlers Klasse, die in vollständigen Sätzen spricht.

Frau Menzel hält eine Karte hoch. Die Kinder sollen den entsprechenden Beruf nennen. »Was ist das?«, fragt Menzel. Alle melden sich. Sie nimmt Ali dran.

»Mülleimer«, sagt Ali.

»Das ist doch kein Mülleimer«, sagt Menzel. »Ein Mülleimermann«, sagt Ali.

»Ohne Eimer«, sagt Frau Menzel.

»Ein Eimermann«, sagt Ali. Die anderen Kinder lachen, »Müllmann!« schreien sie.

»Müllmann?«, sagt Ali.

Deutsch fällt ihm noch immer schwer. Er kann kurze Wörter lesen, aber zu sprechen traut er sich selten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Leonie hingegen kann kurze Sätze lesen und schreiben, sie kann addieren und subtrahieren, sie hat gelernt, selbstständig und still zu arbeiten. Sie könnte auf der Reinhardswaldschule mithalten. »Für sie wird das Lernen zur Selbstverständlichkeit, sie weiß, wofür die Schule da ist, und hat Spaß daran«, sagt Sedler, die es genau so in ihr Zeugnis schreiben will. Sedler traut Leonie sogar zu, später aufs Gymnasium zu gehen. Etwa jedes dritte Kind an der Nydahl-Schule bekommt eine Empfehlung fürs Gymnasium. Wenn man die Kinder dort fragt, was sie werden wollen, müssen sie eine Weile überlegen.

»Taxifahrerin«, sagt Marwa.

»Ärztin oder Busfahrerin«, sagt Rayan.

»Kocher«, sagt Mahmoud.

»Ich möchte auf dem Bauernhof arbeiten«, sagt Leonie.

»Hausmeister«, sagt Ali. Bei ihm zu Hause gebe es auch einen Hausmeister, der schmeiße immer die »Männers« aus dem Treppenhaus, die keine Wohnung haben.

Birgit Sedler sagt: »Ich wäre bei den meisten schon froh, wenn sie U-Bahn-Fahrer werden.«

Manchmal, wenn sie nach einem langen Tag nach Hause radelt, fühlt sie sich im Stich gelassen, von den Eltern, der Politik, von allen. Manchmal wird ihr dann klar, dass ihre Kinder den Wettlauf längst verloren haben. In Deutschland erreichen Kinder mit Migrationshintergrund dreimal seltener das Abitur als ihre Mitschüler und verlassen die Schule mehr als doppelt so häufig ohne Abschluss.

Man kann mit Birgit Sedler und Annette Freiesleben stundenlang über Bildungspolitik reden. Und obwohl beide an völlig verschiedenen Schulen arbeiten, kommen sie zu den gleichen Schlussfolgerungen: Man braucht kleinere Klassen, 18 Kinder maximal, mehr Lehrer, mehr Erzieher, und die Vorschule, die den Übergang vom Kindergarten zur Grundschule erleichtert, muss wieder verpflichtend sein. Birgit Sedler sagt: »Eine Kita-Pflicht ab einem halben Jahr wäre für unsere Kinder die Rettung.« Sie bräuchten so früh wie möglich Vorbilder, die sie zu Hause nicht finden.

MONTAG, 13.6.2016 PROJEKTTAG, REINHARDSWALDSCHULE

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Projekttag gegen Rassismus. Frau Freiesleben spielt den Kindern ein Youtube-Video vor: Im Land der Blaukarierten. Man sieht Knetmännchen, eine Männerstimme singt: »Im Land der Blaukarierten sind alle blau kariert. Doch wenn ein Rotgefleckter sich mal dorthin verirrt, dann rufen Blaukarierte: Der passt doch zu uns nicht! Er soll von hier verschwinden, der rot gefleckte Wicht.« Als das Lied vorbei ist, fragt Freiesleben: »Was haltet ihr davon?«

»Die sprechen nicht so nett«, sagt Anton.

»Das Blau steht für Wasser und das Rot für irgendetwas Rotes«, sagt Jonathan.

»Das ist für die Hautfarben«, sagt Emma. »Es ist, weil sie sich nicht kennen«, sagt Sami.

Frau Freiesleben schreibt mit. Nach einer halben Stunde hat sie die Tafel mit den Ideen der Kinder gefüllt: »Sie haben Angst«, steht dort, »Sie kennen die anderen nicht«, »Sie sprechen eine andere Sprache«.

»Kennt ihr auch jemanden, der anders ist?«, fragt Freiesleben. Lian meldet sich: »Jérôme Boateng. Und meinen Papa, der hat auch dunkle Haut.« Darauf, dass seine Haut ebenfalls dunkler ist als die der anderen Kinder im Raum, kommt Lian nicht. Und auch niemand anderes. Die Kinder sehen nur Kinder, wenn sie einander anschauen.

Für Lian wäre es ebensowenig wie für Beren eine große Sache, wenn er mit Ali oder Leonie in eine Klasse ginge. Wahrscheinlich könnten sie alle voneinander lernen: Ali von Lian, wie man Deutsch spricht, Leonie von Beren, wie man Dinos malt, Beren von Leonie, wie man einen Brief schreibt, und Lian von Ali, wo es das Wassereis für zehn Cent gibt und wie man füreinander da ist. Am Ende des Vormittags fragt Annette Freiesleben ihre 28 Schüler: »In welchem Land wollt ihr leben? Im Land der Blaukarierten?«

Keiner meldet sich.

»Im Land der Rotgefleckten?« Keiner meldet sich.

»Oder im Land der Buntgemischten?« 28 Hände gehen nach oben.